Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 30. **Mittwoch** den 17. Januar 1894. **88. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 17. Januar.

Die **Thronrede**, mit der gestern der Kaiser den preußischen Landtag eröffnet hat, ist, wie der Telegraph bereits gemeldet hat, schweigend angehört worden, nicht der geringste Beifall wurde laut. Das ist begreiflich, denn das, was über die Lage der preußischen Finanzen gesagt wird, kann nicht zu Beifall reizen, und was die Thronrede über die beabsichtigte Errichtung von Landwirthschaftskammern und ihren Zweck sagt, bekundet zwar die Absicht der preußischen Regierung, der Landwirthschaft zu helfen, läßt aber noch kein sicheres Urtheil darüber zu, inwieweit und wann diese Absicht verwirklicht werden wird. Deshalb sind auch die Urtheile der conservativen Presse über die Thronrede und speciell über den die Maßregeln zur Beseitigung der die Landwirthschaft bedrückenden Uebelstände betreffenden Passus sehr reservirt. Die „Kreuz-Ztg." sagt z. B.:

„Wir erkennen das Bestreben, auf gesetzlichem Wege den Versuch gründlicher Hilfe für die Landwirthschaft zu unternehmen, dankbar an. Aber freilich darf nicht vergessen werden, daß diese Versuche langjährige Arbeit voraussetzen und auch dann nur langsam reifende Erfolge erhoffen lassen. Schon jetzt aber heißt es, Schaden abwehren und das Gute fördern, um die Landwirthschaft durch die augenblicklich bedrohliche Lage für eine bessere Zukunft hindurchzuretten. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die von der Thronrede in Aussicht gestellten durchgreifenden Reformpläne weniger lauten Beifall als das stille Genießen der Hoffnung auf eine bessere Zukunft bei den gespannt zuhörenden Landboten hervorriefen."

Vielleicht werden die Urtheile bestimmter durch den anscheinend officiösen Commentar, den die „Berl. Polit. Nachr." den kurzen Angaben der Thronrede über die unter der Beihülfe der Landwirthschaftskammern herbeizuführenden Reformen zur Verbesserung des ländlichen Creditwesens und zur Beseitigung der Uebelstände übermäßiger Verschuldung und ungeeigneter Schuldformen heute folgen lassen. Dieser Commentar lautet:

„Man wird in der Annahme nicht irre gehen, daß in der Begründung zu dem Gesetzentwurfe über die Landwirthschaftskammern die Grundzüge des gesetzgeberischen Planes wenigstens in allgemeinen Umrissen angedeutet werden sollen. Der eine leitende Gedanke des ganzen gesetzgeberischen Planes geht dahin, daß alle Grundbesitzer und zwar auch die, welche zur Zeit einem landschaftlichen Creditverbande nicht angehören, vorausgesetzt, daß ihr Grundbesitz die zum selbständigen Betriebe der Landwirthschaft erforderliche Größe hat, in die Lage versetzt werden, ihre innerhalb einer bestimmten Sicherheitsgrenze liegenden Hypotheken ohne Vermehrung ihrer eigenen Lasten in unkündbare Amortisationsdarlehne zu verwandeln. Es würde dann erreicht werden, daß nach Ablauf der Tilgungsperiode ohne Erhöhung der jetzt auf Zinsen zu verwendenden Beträge die innerhalb der erwähnten Sicherheitsgrenze liegende Grundschuld gänzlich getilgt wird. Grundstücke, welche nur bis zur Sicherheitsgrenze belastet sind, würden alsdann völlig schuldenfrei werden, und Besitzer von höher belasteten Grundstücken würden in die Lage kommen, ihre noch verbleibenden Grundschulden in ähnlicher Weise zur Tilgung zu bringen. Mit dem Vorzuge allmählicher Verminderung und Tilgung des jetzigen Schuldenstandes würde sich der weitere Vortheil verbinden, daß an Stelle der der Kündigung unterworfenen Hypotheken unkündbare Darlehne treten und die Grundbesitzer, sofern sie nur ihre Zinsen und Amortisationsbeiträge zahlen, von jeder Sorge um Capitalbeschaffung entbunden werden. Es würde zugleich mit der allmählichen Verminderung der Schulden die Einführung derjenigen Formen der Grundverschuldung ermöglicht werden, welche der Natur des ländlichen Grundbesitzes entsprechen."

Was dieser Commentar noch unklar läßt, wird jedenfalls im **Herrenhause** durch die Antwort klargestellt werden, welche die Regierung auf die geplante Interpellation der Conservativen: „Welche Schritte die Regierung angesichts der stetig wachsenden Noth der Landwirthschaft zu thun gedenkt" ertheilt. Dann erst wird sich auch mit einiger Sicherheit abmessen lassen, welchen Einfluß das gesetzgeberische Vorgehen der preußischen Regierung auf die hochgeschwollene agrarische Bewegung im ganzen Reiche ausüben wird.

Von oppositionellen Zeitungen und Rednern kann man oft genug hören, ohne das neue Heergesetz würde man keine **Vermehrung der Reichseinnahmen** brauchen; diejenigen Parteien, die gegen die Heeresreform gestimmt, hätten auch keine Verpflichtung, sich an der Aufsuchung neuer Steuerquellen zu betheiligen. Dies ist ein höchst kurzsichtiger und von Mangel an jedem Staatsgefühl zeugender Standpunct. Er leidet aber auch an einer ganz erheblichen Unrichtigkeit. Das Bedürfniß des Reiches nach Vermehrung seiner Einnahmen ist keineswegs allein durch die Kosten der Heeresreform entstanden, sondern neben andern Ursachen wesentlich durch die mit den Handelsverträgen eingetretene Verminderung der Zolleinkünfte, welche eine Verbilligung der Lebensmittelpreise für die großen Volksmassen bewirkte. Der preußische Finanzminister hat diesen Zollausfall in seiner gestrigen Rede auf über 35 Millionen Mark berechnet, wozu dann vielleicht noch die weitere Verminderung durch den russischen Vertrag hinzukommt. Hätten wir diese Handelsverträge mit der Herabsetzung der Getreidezölle nicht abgeschlossen, so könnten wir die Heeresreform auch ohne neue Einnahmen bestreiten. Also ist die Mehrheit für die Handelsverträge einschließlich der Socialdemokraten, Freisinnigen und des linken Centrumsflügels, welche geholfen, unsere Zolleinnahme bedeutend zu kürzen, moralisch verpflichtet, für einen Ersatz zu sorgen.

Die acut gewesene **belgische** Ministerkrise ist bekanntlich durch den Stimmungsumschwung eines Theiles der bis dahin jedem Ausgleich abgeneigten Rechten noch in zwölfter Stunde beigelegt worden, so daß Beernaert auf seinem Posten als leitender Minister verbleibt und eine in jeder Hinsicht unliebsame Zuspitzung der Parteigegensätze hintangehalten wird. Zwar liegen noch keine detaillirteren Nachrichten über den Verlauf der Montagssitzung der Parteiversammlung der Rechten vor, aber die Thatsache selbst, daß es infolge der von der Parteiversammlung der Rechten eingenommenen versöhnlichen Haltung zum Ausgleich mit dem Ministerium kam, daß Beernaert seine Demission zurückzog und daß regierungsseitig die demnächstige Einbringung eines Gesetzentwurfes über die proportionelle Vertretung in Aussicht gestellt ist, läßt erkennen, daß im Princip die vom Cabinet Beernaert vertretene Politik Siegerin geblieben ist. Man darf mit Grund annehmen, daß einsichtsvolle Mitglieder der Rechten, bei denen der Parteigeist nicht alle und jede Zugänglichkeit für Erwägungen höherer politischer Art überwuchert, sich der Erkenntniß nicht verschlossen haben, daß eine fortgesetzte starre Ablehnung des proportionalen Wahlsystems wohl eine doctrinäre, aber keine praktische Politik gewesen sein und am letzten Ende Niemandem mehr als der Partei selbst geschadet haben würde. Die öffentliche Meinung des Landes war durch das intransigente Gebahren der Rechten ebenfalls schon in eine Stimmung versetzt worden, welche auf die parlamentarischen Führer der Rechten nicht ohne Einfluß blieb. So kam denn, halb unter dem Druck der Verhältnisse, halb Dank der eigenen besseren Einsicht, jener Parteibeschluß zu Stande, welcher das Verbleiben des Cabinets Beernaert im Amte ermöglicht und Belgien vor einer gerade im gegenwärtigen Augenblick höchst inopportunen inneren Krise bewahrt hat. Eine etwas komische Rolle bei dem Kampf um die Macht spielte der Führer der reactionairen Klerikalen, Woeste, der vor einigen Tagen noch im „Courier de Bruxelles" Beernaert heftig angriff und am Montag, als ob nichts geschehen sei, mit der Mehrheit für die Wahlreform stimmte!

Der Präsident der **französischen Republik** hat das von socialistischen und revolutionairen Deputirten ausgehende Gesuch um Begnadigung Vaillant's unerörtert dem Justizminister übersendet. Das Gnadengesuch soll mit den übrigen Acten von der Begnadigungs-Commission geprüft werden. Der Versuch der vereinigten Revolutionaire, den Staatschef in die Angelegenheit zu ziehen und ihn für die Ablehnung des Gesuches und die eventuelle Hinrichtung verantwortlich zu machen, ist also gescheitert. Da aber die Sache Vaillant's noch immer nicht verloren ist — wenn nur ein Mitglied der Commission sich für die Begnadigung ausspricht, hat der Präsident der Republik das verfassungsmäßige Recht, das Urtheil der Geschworenen zu modificiren —, zieht die rührselige Pariser Presse, mit wenigen charaktervollen Ausnahmen, alle Register, um in der Bevölkerung Stimmung für die Cassirung des „grausamen" Urspruches zu machen und so eine Pression auf die Commissionsmitglieder und in letzter Linie doch auch noch auf Carnot auszuüben. Man vergießt Ströme von Tinte, um zu beweisen, daß dem öffentlichen Gewissen durch das Verdict des Schwurgerichts Genüge geschehen sei, dieses jedoch nur eine symbolische Bedeutung haben, und daß Vaillant, der selbst nicht getödtet habe, auch nicht dem Tode überliefert werden dürfe. Das zweite Argument sucht die Empfindung zu erwecken, als hätten sich die Richter dieses Mal zu einer ganz ungewöhnlichen Härte hinreißen lassen, obschon der französische Codex nicht nur auf verübten, sondern auch auf blos versuchten Mord die Todesstrafe setzt, sofern die Geschworenen dem Angeklagten nicht mildernde Umstände zubilligen; das erste hingegen: die „symbolische" Bedeutung eines Richterspruchs, ist eine Blüthe socialistischen Sykophantenthums, dem man seine Bewunderung nicht versagen kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Mitleid in diesen Ausführungen mitspricht; es ist aber sicherlich eben so viel politische Spekulation dabei, der Alles willkommen ist, was der Regierung Verlegenheit bereiten könnte. Ihr hervorstechendstes Kennzeichen jedoch ist der Mangel an Sinn für Gesetzlichkeit, der bei diesem Anlasse nicht zum ersten Mal aufspringt. Das Schlimmste aber ist, daß selbst die Deputirtenkammer, also eine legislatorische Versammlung in eminentestem Sinne, die Begnadigungs-Agitation aufgenommen hat. Das ist nicht blos die Consequenz der Souveränität des republikanischen Stimmvolkes, das ist die Consequenz der Erziehung des Volkes nach den Principien des Materialismus, der eine moralische Verantwortlichkeit nicht kennt. In gleich symptomatischer Weise trat diese Entartung des Volksgewissens gelegentlich des Panama-Processes zu Tage, dessen schmachvoll gebrandmarkte Opfer fast alle wieder der Ehre, das Volk in der Kammer der Abgeordneten zu vertreten, gewürdigt wurden, als kaum die Acten des Processes geschlossen waren. Man hat in Deutschland zur Zeit der Ahlwardt-Scandale Aehnliches erlebt und auch anderwärts fehlt es leider nicht an verwandten Symptomen.

Wenn auch in Sicilien äußerlich wieder Ruhe eingetreten ist, so wird doch auf dem **italienischen** Festlande die Lage von Tag zu Tag trüber. Das Gefährliche sind nicht sowohl die bald da, bald dort aufflackernden örtlichen Aufstände, denn diese niederzuschlagen reicht die Militairmacht aus, als vielmehr der Umstand, daß kostbare Wochen verstreichen, in denen nicht allein keine Ersparungen erzielt werden können, sondern sogar noch unvorhergesehene große Aufwendungen gemacht werden müssen. Die Einberufung von Urlaubern und Reservisten zur Verstärkung der sicilischen Garnisonen kostet Millionen, die den vorgesehenen Fehlbetrag ganz enorm anschwellen machen. Unter solchen Umständen ist es nur ganz natürlich, daß trotz des allgemeinen Vertrauens in Crispi's Klugheit und Thatkraft der italienische Rentencours unausgesetzt sinkt, zumal da meistens gerade italienische Rentenbesitzer mit Massenverkäufen vorgehen und ohne patriotische Rücksicht den Staatscredit immer tiefer herabdrücken. Die bis jetzt noch streng geheim gehaltenen finanziellen Pläne des Cabinets Crispi, wie vortrefflich sie sein mögen, können erst nach längerer Zeit zu einer fühlbaren Erhöhung der Einnahmen und Minderung der Ausgaben führen; wie bis dahin die Geldverlegenheiten des Landes überwunden werden sollen, ist um so weniger abzusehen, als für Italien derzeit kaum eine Möglichkeit besteht, eine Anleihe zu erträglichen Bedingungen aufzunehmen. Die weitere Entwickelung der Dinge im ligurischen Küstengebiet zwischen Spezia und Livorno ist nicht danach angethan, das Urtheil über die Gesammtlage des Staates zum Besseren zu wenden.

Ein Manifest des **spanischen** Revolutionairs Zorrilla ist laut telegraphischer Mittheilung aus Madrid mit Beschlag belegt und den Gerichten übergeben worden. Daß Zorrilla im Solde oder doch im Dienste Frankreichs arbeitet, geht aus dem vom „Figaro" veröffentlichten Wortlaute des Manifestes deutlich hervor. Während nur Frankreich ein Interesse dabei haben konnte, daß die Melilla-Angelegenheit eine kriegerische Lösung fände, behauptet Zorrilla, daß die friedliche Lösung im Interesse der monarchischen Parteien, des österreichischen Hofes (!), der Tripelallianz und Englands erstrebt werde. Der franzosenfreundliche Verschwörer versucht, die spanische Armee aufzuhetzen, indem er das Vorgehen der Regierung als schmachvoll bezeichnet. Zorrilla spricht in seinem Manifeste auch von den Handelsverträgen und beklagt den angeblichen „Staatsstreich", den er darin findet, daß ein Vertrag mit Deutschland in Kraft gesetzt werde, der die öffentliche Billigung des deutschen Kaisers (!) finde, während die Kündigung des mit Frankreich abgeschlossenen modus vivendi den Untergang des spanischen Weinbaues bedeuten würde. Das Manifest, das sich an das Volk und die Armee wendet, fährt fort:

„Wird das spanische Volk soviel Unglück ertragen? Wird die Armee, die sich stets mit dem Volke vereinigt hat, um dessen große Interessen zu vertheidigen, ihren Unwillen stillschweigend verzehren und diejenigen vertheidigen, die sie gegenüber dem Volke, aus dem sie hervorgegangen ist, in Mißcredit gebracht haben? Wir müssen glauben, daß dies nicht der Fall sei, und deshalb gilt es, unsere Anstrengungen zu verdoppeln. Indem wir den nahen Sturz (?) der Monarchie vorbereiten, sind wir in der Lage, uns für den Kampf vorzubereiten und unsere Reihen zu schließen."

Das ganze Manifest beweist aber nur, daß Zorrilla, der seit Jahren in Paris den spanischen Aufstand vorzubereiten vorgiebt, eben vor Allem ein Agent im Sinne Frankreichs ist.

Zeit der Thronbesteigung des jugendlichen Khedives von **Egypten**, Abbas II., ist ein gewisser selbstständiger, unternehmungslustiger Zug in die Politik des Nilandes gekommen, und der Trieb, sich von England unabhängig zu machen, wird mehr denn je bemerklich. Das zeigt sich deutlich in der egyptischen Sudanpolitik. Von der Südgrenze des Pharaonenreiches wird nämlich gemeldet, daß auch unter den Egypten zunächst wohnenden, unter der Herrschaft des Mahdi stehenden Stämmen eine Empörung gegen den Chalifen

---

Feuilleton.

Auf und nieder.

13] Roman von Edwin Heinz.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Fortsetzung.)

VII.

Zwei Monate später. Die Sonne brannte heiß auf die Stadt und die Maurer an den großen Bauten an der Mumpendorfer Chaussee und der Verbindungsstraße der Sandstraße mit der Breiten Straße hatten großen Durst. Während aber in der Bankstraße, wie die Verbindung im Volksmunde getauft worden war, die Arbeiter ganz lustige Gesichter machten, begegnete man draußen in Mumpendorf nur mürrischen Blicken. Es war Sonnabend Nachmittag, die Stunde der Lohnzahlung nahte.

„Was meinst Du wohl Ere", sagte der Polier zu einem Vorarbeiter, „ob wir heute wieder so lange aufs Geld warten müssen, wie vor acht Tagen. Es scheint jetzt knapp zuzugehen beim Trübe."

„Ja, ja, mir scheint es auch so, wenn wir nur wenigstens heute unser Geld kriegen. Meine Frau braucht es recht nothwendig. Wir sind durch die Krankheit unseres Großen etwas in Schwulitäten gerathen und Du kannst Dir denken, da hapert's jetzt überall."

„Bei Nungen drüben haben sie nun schon seit vierzehn Tagen aufgehört und Ludwig's Leute wollen auch nicht mehr mittthun, wenn sie nicht das Geld regelmäßig erhalten."

„Ja es ist eine schlimme Sache, wenn der Bauherr nicht weiter kann. Ich begreife gar nicht, daß Trübe nicht zu seinem Bruder geht, dort müßte er doch das Geld kriegen und die paar Groschen für uns müßten doch allemal abfallen. Wir sind ja kaum noch die Hälfte von denen, die anfingen. Zwei Häuser sind nun schon so gut wie fertig und da ist Alles prompt gegangen, nur an den letzten zweien scheint kein Segen zu sein."

„Segen, Segen sagst Du? Das Geld ist eben alle, drüben die zwei Häuser sind auch noch nicht bezahlt. Da hat der Tischler noch schnell eine Hypothek nehmen wollen, aber sie haben ihm was gepfoffet. Nichts hat er gekriegt. Die Baubhypothek geht bis an den Eisenkopf. Das hat Alles schon Hager in Beschlag genommen und wenn Trübe heute kein Geld schafft, dann bleibt auch noch der Rohbau hier und daneben stehen und wir können dann anstatt der prächtigen Häuser ein paar Ruinen bewundern. Denn hierauf hat Hager nichts gepumpt, der baut also nicht weiter. Wer soll denn auch hierher ziehen."

„Ja freilich mit der Kaserne wird es nichts, das Regiment kommt hinauf ins Karlsviertel und nicht in diese Sandwüste. Sie haben sich viele Mühe gegeben, es hierher zu bringen, aber der Minister hat sich für dort entschieden und wenn sie ihm den Platz im Karlsviertel nicht gegeben hätten, dann wäre überhaupt das Regiment nicht hierher gekommen. Der Director hat den Leuten eine so schöne Rede gehalten, daß sie schließlich zufrieden waren, daß das Regiment in die Karlstadt kam."

„Das hat wohl auch den Krach zwischen den beiden Brüdern verursacht. Der Buchdrucker soll darüber fuchsteufelswild sein."

„Er hat sich mit der Bauerei furchtbar hineingeritten. Sein Geschäft ist ganz zurückgegangen, ich glaube, er hat keinen einzigen Setzer mehr. Bei mir draußen wohnt der Corrector, der sagte mir, daß es ganz alle sei, die Maschinen ständen schon seit vierzehn Tagen still und die Leute hätten gekündigt bekommen."

„Das thut mir leid. Ich kann zwar den Trübe nicht leiden, er ist ein zu großer Pfennigfuchser, aber ich habe doch immer große Achtung vor ihm gehabt, weil er mit nichts angefangen hat und es doch zu was gebracht hatte."

„Nun ja, das ist so eine Sache. Er wollte eben zu hoch hinaus und da ist er reingefallen"

Sie gingen wieder schweigend an ihre Arbeit, nicht ohne oft lange Blicke die Straße hinabzuschielen, ob sich nicht der Bote mit dem Lohn sehen ließ.

Um dieselbe Zeit saß Julius Trübe in seinem Contor ganz allein und starrte auf die Blätter, die vor ihm lagen. In seinen Augen blinkten ein paar Thränen, aber er hielt sie mürrisch zurück. Es war nichts Erfreuliches, was man da auf dem Pulte sah: Rechnungen, Zahlungsbefehle und Arrestklagen. Er stöhnte. Nochmals nahm er den Bleistift zur Hand und rechnete.

„23 000 ℳ", sagte er vor sich hin, „23 000 ℳ und ich könnte mich retten. Daß auch gar keine Hilfe mehr da ist. Es ist schrecklich. Karl müßte mich doch retten können. Aber er will nicht. Hier hat er mir es wieder geschrieben. Hier liegt das Schreiben der Bank, daß mein Credit bei weitem überschritten sei und daß ich für Deckung sorgen möge. Deckung für 8000 Mark, und ich habe nicht 20, um die Leute da draußen zu bezahlen. Nun habe ich noch einen letzten Versuch gemacht. Es ist zu elend. Dieser elende Hager, weil die Caserne nicht nach Mumpendorf kommt, hat er mir die Baugelder verweigert, und ich sitze nun da. Runge ist ja so gut wie pleite. Und wer ist denn daran schuld, daß sie nicht hinkommt? Niemand anders, als mein leiblicher Bruder. Mich so hereinfallen zu lassen! Es ist schrecklich. Wahr ist ja, daß er mir 5000 Mark Handdarlehn neulich selbst gegeben hat, aber was will das bei seinem Vermögen heißen, nichts! Es wäre Alles gut geworden, wenn die Caserne dorthin kam. Er sagte, der Minister habe nicht gewollt. Larisari, dem Minister war es ganz gleichgiltig, wo die Caserne hinkam, aber seit er die neue Straße ausgehekt hat, seit der Zeit war sein Plan fest, die Caserne nach dem Karlsviertel zu bringen. Nun sitze ich da, kein Mensch giebt mir Hypotheken, kein Mensch Baugelder. Auch mein Geschäft habe ich mir mit der Bauerei verdorben. Kein Auftrag, kein Geld, es ist zum Verzweifeln!"

Wieder blickte er stier auf die Blätter. Da klopfte es. Er legte schnell ein großes Buch auf die Schriftstücke. Ohne auf das „Herein!" zu warten, trat Berger ein.

In des Assessors Mienen lag ein nervöser Zug, der früher dort nicht sichtbar gewesen war. Er hatte in der letzten Zeit viel arbeiten müssen und während der letzten sechs Wochen war er in commissarischem Auftrage auswärts beschäftigt gewesen. Es war ihm gelungen, einen schwierigen Fall zur glücklichen Lösung zu bringen, und der Dank seiner Vorgesetzten war ihm gewiß. Er war bereits im Vorderhause gewesen, aber seine Braut war ausgegangen, und so war er denn zu seinem zukünftigen Schwiegervater hinaufgegangen. Er wollte ihm nicht nur guten Tag sagen, er hatte noch ernstere Dinge mit ihm zu besprechen. Von Wildenhain waren ihm in der letzten Zeit immer dringendere Aufforderungen gekommen, seine Schulden, die sich schon auf ein paar Tausend Mark beliefen, zu decken, und selbst der Hinweis auf seine baldige Hochzeit hatte den ungeduldigen Mahner nicht beruhigt. Er wußte freilich nicht, wie es um seinen Schwiegervater stand und daher waren ihm die dringenden Briefe Wildenhains befremdlich vorgekommen. Nun er aber zurückgekommen war, wollte er essen mit Trübe über die Angelegenheit sprechen und sich von ihm die nöthigen Mittel ausbitten, um Wildenhain zu befriedigen. Es war ihm nicht entgangen, daß die Maschinen still standen und kein Leben in der Druckerei bemerkbar war, aber er legte darauf kein Gewicht. War es doch fünf Uhr vorbei und konnten doch heute am Sonnabend die Arbeiter einmal zeitiger entlassen worden sein. Auch im Gesicht Trübes fiel ihm nichts auf.

„Guten Tag, Schwiegerpapa", sagte er, Trübe die Hand entgegenstreckend, „da bin ich wieder. Wie geht es Ihnen".

Trübe griff langsam nach der Hand und drückte sie leicht. Dabei spähte er in das Auge Bergers, ob er darin entdecken könnte, ob dieser schon von seiner Noth wisse. Bergers Augen blickten aber so ruhig, daß er bald bemerkte, daß dieser noch ohne jede Kenntniß war.

„Ich denke gut, mein lieber Max", antwortete Trübe.

„Melanie und die Frau Mutter sind nicht daheim, da habe ich Sie denn gleich aufgesucht, um einmal etwas nothwendiges mit Ihnen zu sprechen".

Bergers Worte klangen etwas gedrückt, und Trübe blickte nochmals den Sprecher in das Gesicht.

„Hm, was ist es?"

„Ich muß da ziemlich viel erzählen und bitte mir ruhig zuzuhören, lieber Schwiegerpapa".

Trübe selbst saß freilich wie auf glühenden Kohlen, aber ein längeres Gespräch, dessen Inhalt er nicht ahnte, kam ihm gerade recht, um die nächste Viertelstunde schneller vorübergehen zu lassen, als wenn er allein gewesen wäre. Er nickte bejahend.

„Wie Sie wissen, lieber Schwiegerpapa", hub Berger an, „ist mein Vater frühzeitig gestorben. Er hinterließ meiner Mutter einen guten Namen und eine Wittwenpension, die für sie und mich ausreichte. Ich konnte daher ganz ohne Sorgen die Universität beziehen und befand mich bald daselbst sehr wohl. Da starb meine Mutter und mit ihrem Tode hörte die Pension auf. Ich war nun auf mich angewiesen. Einige Verwandte unterstützten mich und besonders ein Onkel, dessen Gunst ich lange besaß. Leider starb dieser Onkel bald und hinterließ, ohne Testament, sein ganzes Vermögen seiner jungen Frau, mit der ich nicht gut stand und stehe. Ich mußte aber meine Studien beenden, wenn ich es zu etwas bringen wollte, und so nahm ich denn meine Zuflucht zu einigen Geldleuten, die mir ihre Freundschaft aufdrängten und denen ich mit meiner ausgebreiteten Bekanntschaft und Verwandtschaft sicher erschien, obgleich meine Verwandten an mir nichts thun können. Im Laufe der letzten Jahre hat sich nun ein ganz hübsches Sümmchen aufgehäuft und zwar nicht zu Ungunsten der Herren Geschäftsfreunde, denen ich freilich mein Ehrenwort verpfändet hatte, gegen deren wuche-